

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 16.

Sonntag, 17. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(Nachdruck verboten.)

Mary Weel stolpert.

Wäre damals, als Professor Grunt auf der „Milano“ nach Alexandrien fuhr, Dr. Riccalbi nicht erkrankt, dann hätte alles ganz anders — aber so begänne eine Lotterieschwester ihre Erzählung.

Die „Milano“ hatte um sechs Uhr abends Genua verlassen. Ihr schlanker Leib schnitt schon acht Stunden lang seine schäumende Kiesspur in das mittelländische Meer. Der Mond spielte hinter riesigen Wolken Verstecken. Das ging aber Professor Henry Grunt, dem Chefarzt des Queen-Victoria-Spitals in London nichts mehr an. Er lag in seiner bequemen Kabine und schlief seinen dritten wohlverdienten Urlaubsschlaf.

Um zwei Uhr kamen eilige Schritte näher und eine wuchtige Hand pochte an die Kabinentür. Einmal, zweimal und ein drittes Mal. Erst dann meldete sich der Schläfer. Was los sei? Ob das Schiff brenne?

Der berühmte Herr Professor möge verzeihen, aber ein sehr bedauerlicher Krankheitsfall gefährlicher Natur veranlasse den Kapitän, um Hilfeleistung zu bitten.

Die Antwort war ein Fluch so gotteslästerlicher Art, daß man hätte meinen können, nicht Englands bedeutendsten Kopfschmerz-Operateur, sondern einen Londoner Kutscher zu hören. Etwas sanfter fügte der Professor dann die Fragen hinzu, ob denn an Bord dieses elenden Kasten nicht so etwas wie ein Schiffsarzt vorhanden sei oder ob dieses vertrackte Individuum noch seinen Genuesser Rausch ausschlagen müsse?

Da kam die bedauerliche Wahrheit zutage.

Der Schiffsarzt selbst war krank und sein Zustand flöste Besorgnis ein.

Grunt flog in die Kleider und begab sich eilends in die Kabinette des nautischen Medizinmannes.

Er fand einen großen, entsehrlich hageren Mann in schweren Fieberdelirien.

Ein Fall von Grippe, der nicht mit sich spaßen ließ.

Professor Grunt traf schnelle und sichere Anordnungen und gab dem Kranken eine starke, fieberbekämpfende Injektion. Gegen vier Uhr verließ er die Kabine.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr sah er nach dem Kranken.

Dann legte er sich wieder zu Bett, um den unterbrochenen Schlaf nachzuholen.

Aber um elf Uhr pochte es abermals an seine Tür.

Es war der Kapitän. Er sprudelte zuerst eine Fontäne von Entschuldigungen hervor. Und dann: die Teufel hätten sich verschworen und ein Brett, irgendein verdammtes, verhextes Brett so böse und ungeschickt auf das Promenadendeck gelegt, daß eine vornehme Dame sich den Fuß gebrochen habe. Der Herr Professor aus London werde sicher die Güte haben, sich der Verletzten anzunehmen.

Grunt erhob sich brummend und ging, um den Schiffsarzt zu vertreten.

Fünf Minuten später stand er vor dem zarten und entzückenden Geschöpf, das eine der beiden Luxuskabinen bewohnte. Es war die englische Filmschauspielerin Mary Weel.

Professor Grunt tastete sorgsam ihr rechtes Bein ab

und verband es dann. Von einer Fraktur, erklärte er, sei keine Rede. Diese Lappalie werde noch vor der Ankunft in Alexandrien behoben sein.

Im übrigen, setzte Professor Grunt lächelnd hinzu, sei die Geringfügigkeit des Unfalls nur selbstverständlich.

„Warum?“ fragte Mary Weel verwundert.

Da schwand das Lächeln aus dem Gesicht des berühmten Arztes und er sagte mit weit mehr Ernst, als ein gewöhnliches Kompliment erfordert:

„Gott wird doch nicht eines seiner Meisterwerke in Stücke brechen!“

Ein heiteres Lachen war die Antwort und der spöttische Satz:

„Und ich dachte immer, Herr Professor, Sie wären Kopfpezialist.“

Dies war der Anfang der Bekanntschaft des berühmten Gelehrten mit Mary Weel, der Vielgefeierten.

Sie fuhr nach El Gizeh, wo man sie zur Fertigstellung des Filmes „Die Perlen der Kleopatra“ erwartete.

Und es ereignete sich, daß Professor Grunt seinen ganzen Urlaub in ihrer Nähe verbrachte.

Die Heimreise nach England machten sie gemeinsam und als Brautpaar.

Alle Zeitungen brachten ihre Bilder und sagten eine populäre Hochzeit voraus.

Professor Grunt mietet ein Landhaus.

Die Verlobten waren übereingekommen, daß Mary auch als Frau Professor weiterfilmen sollte.

„Es macht mir so viel Spaß und du wirst doch fast den ganzen Tag im Spital stecken.“

Aber — es waren acht Wochen seit ihrer Rückkehr aus Afrika vergangen — eines Tages begannen Marys Kopfschmerzen.

„Das grelle, beißende Licht im Atelier“, klagte sie, „wenn ich jetzt länger als eine Stunde unter den Jupiterlampen stehe, fühle ich starke Schmerzen, hinter den Augen und mein Schädel brummt so entsehrlich, als ob man auf ihn hämmerte! Früher hatte ich das nie.“

Henry untersuchte sie liebevoll. Doch er mußte dann seinen Freund Tringworth zu Rate ziehen und der machte die Sache gründlich. Mary spottete über seine Gewissenhaftigkeit.

Tringworth ließ Mary fünfmal auf seine Klinik kommen und nahm den Fall so ernst, als ob es sich um weiß Gott was handelte.

Dann hatte er eine lange Unterredung mit Grunt und als Ergebnis teilte Henry Grunt seiner Verlobten mit, daß es nichts weiter Besorgniserregendes sei.

Tatsächlich seien die Jupiterlampen an allem schuld und eine kurze Pause in der Filmtätigkeit sei unbedingt notwendig.

„Freund Tringworth“, erwähnte Grunt gutmütig, „ist mit seinen Diagnosen nicht gleich bei der Hand. Aber wenn er einmal „Hühnerauge“ sagt, dann kann man Gift darauf nehmen, daß es ein Hühnerauge ist. Er rät dringend zu einer mindestens zweimonatigen Unterbrechung deiner Arbeit. Du hast eine ...“

Es folgte ein sehr schweres griechisches Wort, das mit „ttis“ endete.

„... und mußt dich unbedingt schonen!“

Nicht Tage später kam Henry Grunt wie gewöhnlich zu Mary und holte sie zu einer kleinen Spaziersfahrt. Sie fuhren in seinem Esseg die Straße nach Abddington entlang.

Auf halber Strecke bog er in einen Seitenweg ein und bremste vor einem hübschen, einstöckigen Landhaus.

„Sieh es dir an“, sagte er einfach, „hoffentlich gefällt es dir. Du sollst hier wohnen, Mary. Hier sollst du ausruhen.“

Ganz leise sprach er dann weiter.

„Später, denke ich, werden wir beide hier wohnen. Es ist groß genug für zwei.“

Kurze Zeit darauf übersiedelte Mary mit der guten Frau Petersen, die ihre Mutter, Jose und Wirtschafterin in einer Person war, in das Landhaus.

Grunt hatte verlässliche Portiersleute besorgt. Es waren die Eltern seines Dieners Pat. Ein ordentlicher und ernster Mann von fünfundfünfzig Jahren und eine tüchtige, fleißige Frau, die alle Hausarbeiten verrichtete.

Henry Grunt kam, so oft sein Dienst es zuließ. Er hatte schnelle vierzig Minuten vom Spital bis hierher.

Er war sehr müde und abgelenkt, denn außer mit der Spitalsleitung war er auch noch mit der Abfassung einer neuen, grundlegenden Studienarbeit über sein Lieblingsthema „Phrenologie als natürlicher Wegweiser bei Heilversuchen chronischer Schädelkrankungen“ beschäftigt.

Er wollte rasch zu Ende kommen, denn von der Vollendung des Werkes machte er ein wichtiges Datum abhängig.

„Ich werde vielleicht noch sieben Wochen damit zu tun haben“, meinte er. „Ich habe noch wichtige Schädelmessungen in drei Waisenhäusern vor. Nächste Woche dann außerdem in Reading und in Dartmoor bei den Sträflingen.“

„Das ist doch nicht etwa gefährlich?“ fragte Mary besorgt.

„Nein, nein“, beruhigte ihr Verlobter sie lächelnd. „Schädelmessungen sind ganz ungefährlich für beide Teile. Ich brauche dann noch einige Zeit zur Verarbeitung des Materials und dann, Mary — dann machen wir Hochzeit!“

Mary lächelte glücklich.

Direktor Sarrow hält nichts von Wissenschaft.

„Sie wurden mir ordnungsgemäß angekündigt, Professor“, sagte der riesenhafte Direktor Sarrow, „und Sie haben natürlich freie Hand, hier im Gefängnis zu Dartmoor so viel Unsinn anzurichten, als Ihnen Spaß macht. Ich bin aufrichtig genug, Ihnen zu sagen, daß ich Besuch von Gelehrten nur sehr ungern empfangen. Meine Kerls werden mir wild, wenn man sie, wie in der Menagerie, anglockt und überflüssige Fragen stellt. Aber ich habe Ihnen ein tadelloses Zimmer vorbereiten lassen und, wenn Sie wollen, wird Dr. Farjeon Sie unterstützen. Der kennt unsere Galkenvögel genau und wird Sie vor den ganz Renitenten warnen können. Die Wissenschaft in Ehren, aber ich lege Wert darauf, daß Ihre Schädelmessungen an meinen kleinen Jüngens keine nachteiligen Folgen für Ihren wertigen Kopf zeitigen!“

Professor Grunt hatte die stoßweise und knurrend hervorgebrachte Rede des Gefängnisdirektors lächelnd angehört. Er hatte Reading bereits hinter sich. Er wußte, daß die Sträflinge nicht die allerwilligsten Objekte für Forschungen und neugierige Fragen abgaben, und beruhigte Sarrow, er habe nicht die Absicht, störend zu wirken. Er schlug einfach vor, ihm erst in der Kanzlei die Lichtbilder der Gefangenen und die Polizeiberichte über sie vorzulegen. Er werde nach genauer Prüfung des Materials eine kleine Auswahl treffen. Dann mögen Sarrow oder der Anstaltsarzt, Dr. Farjeon, ihm wissen lassen, ob die Ausgesuchten harmlos genug seien, um seine Schädelmessungen über sich ergehen zu lassen.

„Ich brauche ja nicht mehr als acht bis zehn Leute. Die wird man doch finden können!“

Sarrow atmete erleichtert auf.

„Tadellos. So kanns nicht schief gehen. Wissen Sie, Professor, vor einem Jahr hatte ich einen französischen Dingsda hier — irgendein sehr berühmtes Tier. Weiß Gott, was er wollte. Verbrecherohren hatten's ihm angetan, wenn ich nicht irre. Der schlug meine Warnungen in den Wind und lag mir dann vier Tage ohne Bewußtsein im Lazarett, weil er Bill Pemington zwei Minuten lang an den Ohren gekitzelt hatte. Ich bin heilfro, wenn so eine Sache schmerzlos vorübergeht. Wie lange bleiben Sie? Ich habe Ihnen auf jeden Fall ein nettes Zimmer im Amtsgebäude freigemacht.“

„Sehr freundlich von Ihnen, Herr Direktor! Ich werde Sie nicht lange belästigen. Ich hoffe, übermorgen wieder in London zu sein. Hier suche ich ja nur einige spezielle Typen.“

Professor Grunt blickte prüfend in Sarrow's Gesicht, als wollte er ihn auf seine Eignung als spezielle Type hin untersuchen und sprach dann bedächtig weiter.

„Ich interessiere mich hauptsächlich für Affektverbrecher. Für Leute...“

Er begann eine langatmige Erläuterung, weshalb er für die Abmessungen der Köpfe einer bestimmten Menschengruppe brennendes Interesse habe.

Aber Sarrow winkte ab.

Er hielt nicht viel von der Wissenschaft.

Seiner Meinung nach gab es diese verrückte Sorte von Gelehrten überhaupt nur, um ihm und seinen Sträflingen Widerwärtigkeiten zu bereiten.

„Ach was, Professor. Für mich ist das alles Quatsch. Wenn Sie sich lange Burschen ausuchen, ist mir alles recht. Von Wissenschaft verstehe ich noch weniger als vom Affensang im Kongo.“

Ich habe jetzt in der Frauenabteilung zu tun.

In zwei Stunden stehe ich Ihnen wieder zu Diensten. Ich gebe indessen Auftrag, daß die Kanzlei Ihnen alle Auskünfte gibt und Ihnen alles zeigt, was Sie interessiert. Viel Vergnügen, Professor!“

Er ergriff Grunt's Rechte und zerquetschte sie fast.

Henry Grunt begab sich in die Kanzlei.

Bald sah er vor dickleibigen Mappen mit Photographien und studierte die genauen Beschreibungen vom bösen Lebenswandel der unfreiwilligen Gäste des Riesengebäudes.

Nach dreistündiger Arbeit hatte er eine genügende Anzahl von Kandidaten für seine Messungen gefunden und suchte Sarrow auf.

Bei sieben Leuten machte der Direktor Einwände. Professor Grunt strich sie bereitwillig von seiner Liste.

Betreffs der restlichen Neun meinte Sarrow:

„Völlig harmlos! Blendende Auswahl! Wie wollen Sie übrigens die Sache durchführen? Mit Dr. Farjeon gemeinsam oder genügen Ihnen die Lazarettgehilfen?“

„Nein!“ erwiderte Professor Grunt. „Ich komme ganz allein zurecht, ich danke für Ihr Anerbieten. Sie schicken mir die Leute mit zwei Gefängniswärtern in den Raum vor dem Untersuchungszimmer und ich nehme jeden einzeln vor. Ich brauche viel Zeit. Dr. Farjeon und seine Leute werden Sie besser verwenden können.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonnen-Anstieg.

Mühsam aus dem Grau der trübsten Tage
Hebt die Sonne sich wie neugebärt;
Da noch Frostwind heult die Winterklage
Wächst das Licht, in Stille unbemerkt.

Um ein winzig Stück reißt jeder Morgen
Höher übers Land die goldne Spur;
Sonnentraft, im Schneegewöl verborgen,
Rüstet neues Werden der Natur.

Soll nicht also auch nach dunklen Zeiten
Sonnenwende kommen unserm Volke,
Es wir ahnen, Wandlung vorbereiten,
Daß uns Gottes Glanz strahlet aus der Wolke?

Licht muß durch die längsten Nächte gehn,
Um in Frühlingsfeuern aufzustehn.

Heinrich Heis.

Ohrfeigen im Schnee.

Von Wilhelm Lichtenberg.

Es war oben, in dem 1600 Meter hoch gelegenen Schneeparadies. Die Schneeverhältnisse waren günstig. Die übrigen Verhältnisse auch. Das Stigelande war vorzüglich. Es gab jedenfalls mehr gebrochene Herzen als gebrochene Arme.

Ich ging, zwischen FIVE O' CLOD und Souper, ein bißchen vors Hotel und klappte durch die schneegleisende Allee, die zur Sprungschanze führte.

Plötzlich, ganz plötzlich, tauchte eine Gestalt hinter einem Baum hervor und ehe ich noch recht denken konnte, verabsolgte mich diese Gestalt eine kräftige Ohrfeige. Ich langte nach dem Arm des Angreifers, wollte zurückschlagen — aber dann hörte ich eine sehr klägliche Stimme: „Verzeihen Sie! Verzeihen Sie tausendmal! Die Ohrfeige ist an die unrechte Adresse gekommen! Sie sind's ja gar nicht ...!“

Womit also für mich auch der Grund entfiel, die Ohrfeige, die gar nicht mir gehörte, zurückzugeben. Ich fragte nur: „Wollen Sie mir verraten, wem diese Ohrfeige eigentlich zugebracht war?“

Der Herr vor mir holte schwer Atem und rang sichtlich mit der Antwort. Ich hatte so Gelegenheit, ihn mir etwas genauer anzusehen. Ein Mann so zwischen Vierzig und Fünfzig. Ein bißchen dürrig gewachsen, mit einem fahlen, durchfurchten Gesicht und übermäßig erweiterten Augen. Also gerade keine Heldeggestalt, der man Ohrfeigen so ohne weiteres zutrauen würde.

Nach vieler Überwindung fand er endlich die Kraft zu einer Antwort: „Die Ohrfeige hat einem Herrn Jenz Reiter gegolten. Ich wartete hier in der Dunkelheit auf ihn, weil ich wußte, daß er um diese Zeit vorbeizukommen pflegte. Ich bin leider etwas kurzfristig und verwechselte Sie, mein Herr, in der Dunkelheit mit diesem Galanten. Ich bitte Sie nochmals um Entschuldigung. Und wenn Sie wollen — ich bin zu jeder Sühne bereit. Kennen Sie vielleicht diesen Jenz Reiter?“ fragte er dann forschend.

„Oh ja. Wir sind sogar ziemlich befreundet.“
„So ... Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen das sage — aber mit dieser Freundschaft werden Sie wenig Ehre einlegen. Ich wiederhole es, mein Herr, Ihr Freund Reiter ist kein Galant, ein Dieb, ein ...“ Plötzlich eintretende Kurzatmigkeit hinderte ihn weiterzusprechen. Er erholte sich nur schwer. Dann fragte er, noch immer ein bißchen außer Atem: „Sie wollen natürlich eine nähere Erklärung für mein Vorgehen haben? Es ist Ihr gutes Recht. Denn Sie sind ja immerhin ganz unschuldig zu einer Ohrfeige gekommen. Ich werde Ihnen also erzählen, warum ich Herrn Jenz Reiter ...“

„Nein, nein“, stoppte ich seinen plötzlich ausbrechenden Redeschwall, „es genügt mir, zu wissen, daß ich die Ohrfeige für einen andern in Empfang genommen habe. Sie müssen mir gar nichts weiter erzählen, wenn es Sie erregt.“

„Im Gegenteil. Ich habe das Bedürfnis, mich auszusprechen. Und wenn es der Zufall schon gefügt hat, daß ein Wildfremder ... Also, hören Sie mich bitte an.“

„In Gottesnamen! Aber hier können wir unmöglich stehen bleiben. Gehen wir ins Hotel zurück.“

„Um alles in der Welt nicht!“ schrie das Männchen auf. „Dorthin lehre ich nicht mehr zurück!“

„Dann gehen wir durch die Allee. Nur nicht hier stehen bleiben. Man kann sich ja den Tod holen!“

Er schloß sich mir an und murmelte traurig: „Mir liegt an diesem Leben nichts mehr ... Wenn man so enttäuscht wird ...! Gestatten Sie übrigens, daß ich mich vorstelle: Adolf Bongheimer Kaufmann. Sehr erfreut. Einleitend muß ich Sie fragen, mein Herr: Sehe ich aus wie einer, der Ohrfeigen verabreicht?“
„Eigentlich nicht. Sie sehen sehr friedfertig aus, Herr Bongheimer.“

„Nicht wahr?“ meinte er sichtlich aufrieden über meine Antwort. „Es war auch die erste Ohrfeige meines Lebens. Das können Sie mir glauben. Ich habe noch keine gegeben und noch keine bekommen.“

„Dann muß ich mich direkt glücklich schätzen, eine Premiere in Ihr Leben gebracht zu haben.“

„Ich sagte Ihnen doch schon, daß die Ohrfeige nicht Ihnen gegolten hat, sondern diesem Galanten, diesem ... Aber, ich will ruhig erzählen. Es hat keinen Sinn, sich jetzt noch aufzuregen. Also! Wenn Sie Jenz Reiter kennen, dann kennen Sie vielleicht auch Fräulein Ruth Wallis, die gleichfalls hier im Hotel wohnt?“
„Oh, natürlich! Eine reizende junge Dame! Wir robeln manchmal zusammen.“

„Es freut mich, daß Sie sie reizend finden. Ruth ist nämlich meine Freundin. Das heißt — sie war meine Freundin. Und daß sie es nicht mehr ist, hängt eben mit Ihrem Freund Reiter zusammen. Aber zuerst die Vorgeschichte: Ich fand plötzlich, daß Ruth schlecht aussehe. Sie müssen wissen, daß ich immer sehr besorgt um das Wohl meiner Freundin war. Deshalb schickte ich sie hierher zur Erholung. Ich trennte mich schweren Herzens von ihr. Aber man darf nicht egoistisch sein, nicht wahr? Ich schrieb ihr täglich, sie schrieb mir einmal in der Woche. Es machte mir nichts, denn es war ungefähr die richtige Relation. Sie ist

ja eben um diese sechs Briefe, die sie in der Woche weniger schrieb, jünger und hübscher als ich. Plötzlich kamen aber nebst ihren Briefen noch andere. Anonyme! Verstehen Sie? Und in diesen anonymen Briefen stand klipp und klar, daß mich meine kleine Freundin Ruth mit einem Herrn Jenz Reiter betrüge. Ich war wie vom Donner gerührt. So sagt man doch, wie? Und dann kämpfte ich mit mir, ob ich die Sache brieflich austragen oder hierher fahren sollte. Wissen Sie, warum ich schwankte? Weil ich in Briefen viel energischer sein kann als persönlich. Das liegt an meinem Beruf. Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich Kaufmann bin. Und Kaufleute müssen in diesen Zeiten sehr energische Briefe schreiben, sonst denken die Leute überhaupt nicht ans Zahlen.“

„Sie schweifen ab, Herr Bongheimer!“ ermahnte ich.
„Er erschral. „Ach ja! Verzeihen Sie! Ich werde mich kurz fassen. Ich entschloß mich also doch, zu fahren. Weiß der liebe Himmel, wo ich plötzlich die Energie hernahm! Und die ganze Zeit, während ich im Zug saß, betete ich: Lieber Gott, gib mir Kraft, gib mir Mut, daß ich diesem Lumpen eine Ohrfeige herunterhauen kann! Nur dieses einmal gib mir Mut, lieber Gott im Himmel!“

„Und er hat Sie erhört?“
Mit einem verwunderten Seitenblick maß er mich. „So? Glauben Sie? Können Sie die Tragik ermeßen, die in dieser Verwechslung liegt? Ich finde tatsächlich den ganz unbegreiflichen Mut, diese Ohrfeige zu geben, aber sie trifft einen andern! Einen Unschuldigen! Denn ein zweites Mal finde ich nicht mehr die Energie. Das war und bleibt die einzige Ohrfeige meines Lebens. Zu einer zweiten kommt es nicht mehr. Und sehen Sie, wenn ich jetzt diesem Jenz Reiter begegne, ich fände nicht einmal mehr den Mut, ihm Vorwürfe zu machen. So bin ich. Bei mir vergehen immer Jahre, bis ich mich wieder zu einer Energieleistung aufraffe. Wie ein Akkumulator bin ich, der längere Zeit braucht, um wieder mit Strom geladen zu sein. Jetzt bin ich ausgegeben, müde, energielos, auf lange, lange Zeit hinaus.“

„Haben Sie denn mit Ruth gesprochen?“ frag ich vorsichtig.
„Denn Sie wissen ja — anonyme Briefe ...“

Er nickte traurig. „Ich habe mit ihr gesprochen. Und sie hat wenigstens die schöne Ehrlichkeit gehabt, alles einzugestehen. Es ist wahr. Ihr Freund Reiter hat mich mit Ruth betrogen.“

„Sie meinen umgekehrt?“

„Oh nein. Es ist schon so wie ich sage. Denn Ruth ist natürlich unschuldig. Hier oben im Schnee erliegt ein Mädchen wie Ruth einem solchen Verführer-Dom Juan leicht. Der Schnee verändert alle Perspektiven. Ich habe Herrn Reiter auch gesehen. Er ging gerade durch die Halle, während ich mit Ruth sprach und sie zeigte ihn mir. Zugegeben, er ist hübscher als ich. Aber nicht so wertvoll. Er sieht aus wie ein Amateur-Gigolo.“

Herr Bongheimer begann zu zittern und klammerte sich an mich. „Da! Sehen Sie! Um Himmelswillen! Da kommt er!“

„Wer?“

„Ihr Freund Reiter! Da ist er! Allmächtiger Gott! Gib mir noch einmal Kraft, diesem Menschen ...“ Er konnte sein Gebet nicht zu Ende sprechen, denn Jenz stand auch schon vor uns. In meiner Verwirrung fiel mir nichts Vernünftigeres ein, als die beiden vorzustellen. Jenz war ganz unbefangen und drückte Herrn Bongheimer so kräftig die Hand als es seine Gewohnheit war.

Ich wartete. Wird Jenz seine Ohrfeige bekommen? Er belam sie nicht. Bongheimer sagte mit heiserer Stimme: „Sehr erfreut“ und dann lief er die Allee hinab, den Weg zum Bahnhof nehmend. Sein Gebet war scheinbar nicht erhört worden. Jenz hatte seine Ohrfeige nicht bekommen.

Das heißt — er belam sie doch. Aber von mir!
Denn er hatte mir ausdrücklich versprochen, meinen Flirt mit Ruth nicht zu durchkreuzen.

Das Lotteriespiel in Madrid.

Der Hang zum Lotteriespiel ist wohl in keinem Lande so groß wie in Spanien. Es gibt vielleicht keinen Spanier, der, er mag noch so arm sein, nicht in der Lotterie spielt. Das tägliche Straßenbild weist schon darauf hin, ja es ist gerade das Lotteriespiel, was diesem Bild mehr als alles andere das Gepräge gibt. Die Losverkäufer auf der Straße sind eine ständige Erscheinung. Bis in die Nacht, bis in den Morgen hinein, zu Ausgang der Theater und Rinos um 1—2 Uhr nachts dauert das Geschrei der Anbieter, um wieder am frühen Morgen zu beginnen. Neben den eigenen Verkaufsläden der Lotterien haben sich auf der Straße vermehrt primitiver Einrichtungen andere Verkäufer fest niedergelassen, und auch Blinde und Krüppel haben sich Tische hingestellt, an denen kleine Anteile verkauft werden, und eine schwarze Kasse aus Holz oder Tuch als Sinnbild des Glückbringens thront gewöhnlich über den Losen.

Das geht so das ganze Jahr hindurch, um an Weihnachten in der Weihnachtslotterie den Höhepunkt zu finden, und am Tage der Ziehung dieser Lotterie beschäftigt sich die

Öffentlichkeit nur mit diesem Thema, und alle anderen Fragen, mögen sie auch noch so bedeutend sein in Politik und Wirtschaft, treten vollkommen gegen dieses zurück. Die Zeitungen erscheinen in Sonderausgaben zu früheren Stunden als gewöhnlich und bringen in ihren weitausläufigen Berichten und unzähligen Bildern den Niederschlag dieses großen Ereignisses in allen Provinzen und Volksschulen, denn es handelt sich bei dem ersten Treffer in dieser Lotterie um den Gewinn von nicht weniger als 30 Millionen Peseten in zwei Serien von je 15 Millionen, denen als zweite und dritte Gewinne Beträge von acht und vier Millionen folgen. Also in der Tat ein wichtiges Ereignis!

Wer wird die 15 Millionen gewinnen? Das ist das Tagesgespräch vor der Lotterie. Plötzlich unermesslichen Reichtum besitzen, beschäftigt die Phantasie eines jeden Spaniers am Vorabend der Ziehung, wie die Kinderphantasie die Geschenke am Weihnachtsabend in Deutschland, und es ist dies noch ein Rest jener alten und fast verschwundenen großzügigen Phantasie, wie sie Cervantes in seinem Quichote zur Anschauung bringt, den er mit Sancho Panza als die beiden hervortretenden Merkmale des spanischen Charakter dargestellt wissen will. Wie gesagt, ein Rest des Quichote, denn die Psyche des dickhäutigen Panza, des materiellen, allzu materiellen Spiegbürgers hat heute scheinbar im spanischen Volkscharakter die Oberhand gewonnen.

Die Ziehung selbst, die in einem Saale der Münzanstalt in Madrid stattfindet, ist das interessanteste Schauspiel, das sich in den Weihnachtstagen in der Hauptstadt bietet. Sie erfolgt unter Beifall der Öffentlichkeit, und es ist verständlich, daß man sich um die Plätze reißt. Da nun für die Erlangung eines Eintritts bedeutende Beträge ausgegeben werden, hat sich die Sitte herausgebildet, daß vor der Münzanstalt eine Reihe armer Leute sich anstellt, die alsdann an vermögende Interessenten ihre Plätze verlaufen. Die ersten Plätze in dieser sich jährlich bildenden Schlange werden nun gewöhnlich hoch bezahlt, aber um an erster Stelle zu stehen, muß man sich schon früh anstellen, und dies ist nicht etwa nur eine Nacht vorher notwendig, sondern Wochen vorher. So stehen diese armen Leute alsdann wochenlang Tag für Tag und Nacht für Nacht vor dem Münzgebäude und warten auf den Tag, an welchem ihnen jemand für ihren nach so langen Anstrengungen behaupteten Platz eine Hand voll Geld gibt.

Es ist etwas Mitleiderweckendes an dieser Schlange von Elenden, die die Mühseligkeiten dieses langen Wartens auf sich nehmen. Und sie sind nicht gering und dieses Jahr größer gewesen als je. Der Winter ist härter als zuvor einer, in den letzten Tagen wurden 7—9 Grad Kälte verzeichnet, und die Spenden an Lebensmitteln, die sonst in reicher Menge vom Publikum gegeben wurden, sind infolge der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse recht spärlich geworden.

Am 7. Dezember stellte sich der erste vor dem Münzgebäude auf und wartete 16 Tage lang, und dann kamen mehr und mehr, bis es in den letzten Tagen 145 Menschen waren. Armlinge Gestalten mit verhungerten Gesichtern, in schlechter Kleidung in der Kälte zitternd, vor teilnahmslosen Zuschauern aus Rissen und Brettern sich ein Feuer auf dem Trottoir anzündend. Erst in den letzten Tagen hat sich die christliche Nächstenliebe ihnen wieder zugewandt und ein Schein der Weihnachtsgefreudigkeit ist beim Anblick dieser Elenden wieder aufgelockert. Man gab ihnen Schinkenbrötchen und Tabak. Am Vorabend der Ziehung um 2 Uhr nachts schenkte der Oberbürgermeister jedem der 145 Anstehenden 5 Peseten, andere Geldspenden kamen hinzu, Kaffee, Brötchen, Zigarren. Ein Barbier verteilte 150 Tassen Kaffee, ebenso viel belegte Brötchen und Gläsern Likör. Die Stadtverwaltung lieferte Brennholz in reichlichem Maße, welches vorher nur mit vieler Mühe herbeigeschafft werden konnte.

Ein Schweizer bezahlte für die beiden ersten Posten 160 Peseten. Das ist nicht viel, für jeden 80 Peseten für 16 Tage mühseligen Wartens. Was machen Sie denn mit dem Geld, fragte man den einen? Erst will ich mich mal ordentlich satt essen und dann kaufe ich mir ein wenig Wäsche, antwortete er, aber zufolge einer Geldspende, die ein Kaffeebesitzer ihm aus Retlamezwecken gegeben hatte, fügte er hinzu, heute Abend höre ich mir aber noch die Kapelle „Empire“ in dem „Café Republicano“ an. Der dritte Posten wurde für 25 Peseten gekauft, der fünfte, ebenfalls für 25 Peseten von einem Amerikaner. Es nahm diesen Posten eine arme Frau ein, die schon seit dem neunten des Monats anstand. Dieses Übergreifen verlegte den Mann auf dem vierten Posten. Mit verzweiferten Augen sieht er den Amerikaner an. Ich bin doch früher dagewesen, ich stehe seit dem 7., erklärte er kläglich. Amigo, erwiderte der Amerikaner, man muß galant zu den Frauen sein. Und der vierte Posten beklagte sich über sein Unglück und ruft mit weinerlicher und ängstlicher Stimme immer wieder: „Wer will den vierten

Posten?“ Und er bekam schließlich noch 750 Peseten, als schon die Hälfte der Schlange im Münzgebäude angelangt war. — In der Mitte der Schlange entsteht eine Bewegung. Eine Frau ist dort unpäßig geworden. Aus schmutzigen Lumpen ihrer Kleidung taucht die Gestalt eines kleinen Kindes hervor. Eine bleiche und elende Brust zittert in der Kälte. Eine Woche vorher erst brachte die Frau das Kind auf die Welt und stellte sich gleich darauf an. Warum kam sie hierher, fragte man sie. „Was wollen Sie“, erklärte sie, „In dem Zimmer ist es so kalt und ohne Wäsche und Bett...“ In diesem Augenblicke wurde zum letzten Male warme Milch und Brötchen verteilt.

Was ist nun aus dem „gordo“ geworden? Der „gordo“ — der Dicke — ist das große Los. In dem Saale der Münze ruft mit einem grellen Aufschrei ein Stimmchen der mit dem Ausziehen der Kugeln beschäftigten Waisenkneben: „24717; 15 Millionen!“ Ein allgemeines Ah! „El gordo“. Und wer ist der Glückliche? Welche Stadt hat ihn gewonnen? Die Aufmerksamkeit ist gespannt und bekommen auf die Kasse gerichtet und von dort erschallt der Ruf: „Zur Reserve“. Die Nummer ist nicht verkauft worden und der Betrag von 30 Millionen für die beiden Serien geht in die Hände des Staates. Die Enttäuschung ist unbefreiblich. Ausrufe der Erbitterung lassen sich hören. Und ebenso groß die Enttäuschung auf der Straße, auf der Puerta del Sol, dem Hauptverkehrsplatz Madrids, wo eine zahlreiche Menge zusammen geströmt war, um die Ergebnisse, die in Lautsprechern und in großen Plakaten von den Zeitungen veröffentlicht wurden, zu hören. — Aber was war zu machen? Man muß auch dem Schlechten noch die besten Seiten abzugewinnen suchen, und so schrieben die republikanischen Blätter, daß auch der gordo sich republikanisch gemacht habe zum Wohl und Besten der Bedürftigen und der Arbeitslosen, für die der Betrag von 30 Millionen in Gestalt von Arbeit neues Geld bringen würde und so in der Tat von der Vorsehung — aber die gibt es in der neuen Republik nicht mehr — sondern von dem Zufall — in der besten Weise zur Verteilung gekommen sei. Die Allgemeinheit will indessen nichts von solchen Auslegungen wissen, die Phantasie ist enttäuscht und alle Gutheißungen trafen auf kein Verständnis.

Vor Gericht.

Ich will erzählen, wie es war.
Wir spielen jetzt schon zwanzig Jahr...
Beim Stat, — ich weiß es selbst nicht wie, —
Da heißt es: Mancher lernt es nie.
Denn immer, nie konnt ich's verstehn.
Hat er geschunden auf die Zehn;
Ich denke oft noch meines Schrecks,
Das war nun einmal sein Komplex.

Und spielte er dann gegen mich,
So äugte er auf jeden Stich.
Und hatt' ich alles unter Dach,
Er zählte regelmäßig nach.
Als bester Freund, ich sag es hier,
Mißtraute er beim Spielen mir.
Doch niemals bracht' er mit Verstand
Den Spieler dann in Mittelhand.
Wir hatten jeden Abend Krach,
Doch hinterher ließ es dann nach,
Und nach dem Spiel war alles gut,
Dann saß' ich wieder neuen Mut.
Doch an dem unheilvollen Tag
Da ging es wieder Schlag um Schlag:
Durch seine kindische Manier
Verlor ich einen Grand mit vier!
Doch leider kam dann noch viel mehr:
Er äugte wie ein Luchs umher.
Ich hatte wiederum ein Spiel
Und war mit Mühe fast am Ziel,
Doch durch sein Schinden auf die Zehn,
Blieb ich mit 59 stehn!

Da schlug ich mit dem Blumentopf
Ihn, leider Gottes, auf den Kopf.

P u d.